

Ironischer Liberalismus

Eine Angelegenheit des Herzens

Was Liberale verschiedenster Schattierungen verbindet

«Liberalismus» kann vieles heissen, so viel Verschiedenes, dass man sich fragen mag, ob darunter überhaupt eine umfassende politische Weltanschauung zu verstehen ist. Wenn es kein einheitliches Konzept ist, das die verschiedenartigen Liberalen verbindet, was wäre es dann? - Liesse sich Liberalismus als Herzensangelegenheit betrachten?

Liberale gibt es in vielerlei Schattierungen: als Gläubige und Atheisten, als Optimisten und Pessimisten, als Kantianer und Mill-Anhänger, als Ironiker und Tugendbolde. Was diese unterschiedlichen Sorten von Menschen zusammenbringt, ist ihre Fähigkeit, sich in diejenigen hineinzusetzen, welche leiden. Sie sind leichter als die Rechten zum Handeln zu bewegen beim Anblick von Brutalität, Erniedrigung und Ungerechtigkeit. Sie teilen zwar keine Weltanschauung, doch ist ihnen die gefühlsmässige Reaktion gemeinsam. Liberalismus ist eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Geistes. Die verächtliche Bezeichnung, die Liberalen von Konservativen in den Vereinigten Staaten derzeit an den Kopf geworfen wird: «weltverbessernde Weicheier» («do-gooding bleeding hearts»), trifft es genau.

Anteilnahme und Sicherheitsgefühl

Versuche, dem Liberalismus eine philosophische Basis zu verschaffen, gehen in die Irre. Es war falsch - doch nicht irrational -, wenn sich die Griechen Sklaven hielten. Es gibt keinerlei Möglichkeit, die Falschheit der Sklaverei unter Bezugnahme auf Prinzipien zu erweisen, deren Wahrheit jedem denkenden Individuum jederzeit, an jedem Ort hätte evident sein müssen. Wir modernen Europäer und Amerikaner sind Sklavenhaltern wie Perikles, Jefferson und diversen Stammesfürsten im gegenwärtigen Afrika überlegen. Wir haben jedoch weder stimmigere Glaubenssysteme, noch denken wir klarer. Wir sind einfach besser in der Lage, uns in Sklaven hineinzusetzen.

Mit Ausnahme von einigen wenigen Soziopathen ist jedermann fähig zur Anteilnahme. Jeder sympathisiert mit dem Leid von Familienmitgliedern oder engen Freunden. Sklavenhalter sympathisieren mit dem Missgeschick von anderen Sklavenhaltern, Folterer mit demjenigen ihrer Berufskollegen. Doch in den meisten Gesellschaften und während der meisten Epochen der Geschichte war das Leben zu schwierig und zu ungewiss, als dass es den Leuten gestattet hätte, die Reichweite ihrer Anteilnahme auf solche auszudehnen, die erheblich anders waren als sie selber. Aber in den zwei Jahrhunderten seit der Französischen Revolution haben es die Bedingungen des Mittelstandsdaseins in Europa und Amerika einer grossen Anzahl von Leuten ermöglicht, genau das zu tun. Es ist nicht etwa so, als wären sie von Kant überzeugt worden, dass sämtliche Mitglieder der Menschengattung es verdienten, als Zweck statt als blosses Mittel behandelt zu werden - nein, dank ihren eigenen bequemeren Lebensumständen sind sie grosszügiger geworden. Sie wurden instand gesetzt, jemanden, der ganz anders ist als sie, für ein vollwertiges menschliches Wesen zu halten, das das allen gemeinsame menschliche Schicksal teilt. Sie haben, wie es der Philosoph Peter Singer ausdrückt, «den Kreis des <Wir> erweitert».

Die Vereinigten Staaten

In den USA gewann der Liberalismus an Boden in der Zeitspanne zwischen 1945 und 1980, weil damals gut gestellte weisse Amerikaner eher befähigt waren, Ähnlichkeiten festzustellen zwischen ihrem eigenen Leben, ihren eigenen Hoffnungen, ihrer eigenen Lage und dem, was andere Amerikaner durchmachten. Die Unterschiede hörten auf, so viel zu bedeuten, wie sie es zuvor getan hatten. So wurden denn die Reichen weniger selbstsüchtig, die Weissen weniger tyrannisch, die Männer weniger herablassend und die Heteros weniger sicher, dass ihre Sexualität eher eine moralische Tugend sei als ein genetischer Zufall. Dieser Wandel verdankt sich einer Vielzahl von Faktoren, doch der ausschlaggebende war die Prosperität der Nachkriegsära.

In den letzten fünfundzwanzig Jahren hat sich Amerika allmählich vom Liberalismus wegbewegt. Amerikaner, die mehr als 100 000 Dollar pro Jahr verdienen, sind weniger als ihre Eltern imstande, sich in diejenigen am unteren Ende der wirtschaftlichen Leiter hineinzusetzen. Sie sind weniger willens, ihre Steuergelder dafür verwendet zu sehen, Gesundheitsversorgung für diejenigen ihrer Mitbürger bereitzustellen, welche sich keine Krankenversicherung leisten können. Sie verbringen mehr Zeit damit, sich Gedanken zu machen über unqualifizierte Schwarze, die Jobs bekommen aufgrund von «Affirmative action»- Programmen, als über die erbärmliche Existenz farbiger Kinder in den städtischen Ghettos.

Die Gründe für diesen Ausschlag nach rechts werden heftig diskutiert und sind schwer dingfest zu machen. Einer davon ist, dass die Erinnerung an die Grosse Depression, die die Notwendigkeit einer Umverteilung des Bruttosozialprodukts gezeigt hatte, im Schwinden begriffen ist. Aber der sicherlich wichtigste Faktor ist die wachsende, alles durchdringende, wohlbegründete Angst amerikanischer Mittelschichts-Eltern, dass ihre Kinder es womöglich niemals besser, sondern eventuell sogar schlechter haben werden als sie selber. Und diese Angst hat zu einem Anstieg an Selbstsüchtigkeit und Hartherzigkeit geführt.

Dieses ständig zunehmende Gefühl der Unsicherheit ist - in den Vereinigten Staaten - auch verantwortlich für das erstaunliche Anwachsen der fundamentalistischen Kirchen wie der sogenannten Assemblies of God. Mitglieder dieser Kongregationen glauben, dass eine persönliche Beziehung zu Jesus weltlichen Erfolg garantiert. Christliche Fundamentalisten aus den Vorstädten bilden nun den wichtigsten Teil der «Basis», auf deren Unterstützung Politiker der Republikaner sich verlassen können, wenn sie Regierungsbeihilfen für Arme beschneiden.

Angst - der Feind des Liberalismus

Europa ist ein sehr viel liberalerer Teil der Welt als die USA und ist von dieser Art Parodie des Christentums bisher verschont geblieben. Die derzeit in Ländern wie den Niederlanden, Dänemark und Deutschland installierten Wohlfahrtssysteme sind den schwachen und gefährdeten in den Vereinigten Staaten weit überlegen. Ob das so bleiben wird, hängt davon ab, ob die Niederländer, die Dänen, die Deutschen und andere Europäer ihren Sinn für Mitbürgerlichkeit («fellow-citizenship») ausdehnen, so dass er Menschen einschliesst, deren Eltern ursprünglich aus der Türkei, aus Marokko, aus Bangladesch oder Sierra Leone kamen. Die erschreckende Zunahme einer fremdenfeindlichen Haltung in den Ländern der Europäischen Gemeinschaft ist leichter zu erklären als der beträchtliche Anstieg der Gier und Selbstsucht, der in den Vereinigten Staaten während der Reagan-Regierung einsetzte; doch er ist genauso gefährlich.

Der grosse Feind des Liberalismus ist Angst - die Angst, es gebe nicht genug zu verteilen. Das daraus resultierende Gefühl der Unsicherheit hat sich beim Mittelstand sowohl in Europa als auch in Amerika breit gemacht. Schwer zu sagen, ob die Traditionen beiderseits des Atlantiks stark genug sein werden, um die Ängste zu überwinden, die die Fähigkeit der Menschen untergraben, diejenigen, welche anders sind als sie selbst, als Mitbürger zu betrachten. Es kann sein, dass die Befürchtungen, die durch den unablässigen Zustrom von Einwanderern aus dem armen Süden in den reichen Norden hervorgerufen werden (der für die USA ein ebenso grosses Problem darstellt wie für Europa), unsere Herzen verhärten und eintrocknen lassen werden. Wir mögen dann wohl immer noch unseren Glauben an Freiheit und Gleichheit bekennen, doch der Sinn für Brüderlichkeit, der erforderlich ist, um diese Ideale Wirklichkeit werden zu lassen, mag allmählich verschwinden.

Richard Rorty

Richard Rorty (* 4. Oktober 1931 in New York City) ist ein US-amerikanischer Philosoph. Rorty gilt als ein Vertreter des Pragmatismus und des Relativismus (auch wenn Rorty sich selbst nicht als Relativist sieht, sondern als Postanalytischer Philosoph).

Sowohl aufgrund seines klaren und oft humorvollen Stils als auch wegen seiner Fähigkeit, für sicher gehaltene Annahmen zu unterminieren, ist er einer der am meisten gelesenen und kontroversesten lebenden Philosophen. Sowohl seine politische als auch seine Moralphilosophie werden von der politischen Rechten als auch der Linken angegriffen. Die Rechte wirft ihm insbesondere Relativismus und Unverantwortlichkeit, die Linke sowohl eine mangelnde Grundierung für ein Konzept der sozialen Gerechtigkeit als auch in letzter Zeit eine zu starke Parteinahme für die Außenpolitik der USA vor. Ebenfalls weit verbreitet ist der Einwand, seine Werke wären selbstwidersprüchlich.

Er gilt als Hauptvertreter des amerikanischen "Poststrukturalismus". Aus der analytischen Philosophie kommend, wandte sich Rorty gegen die dort vorherrschenden realistischen und erkenntnistheoretisch-fundamentalistischen Strömungen. Er richtet sich gegen einen hoch bewerteten Wahrheitsbegriff und meint, dieser sei nur kulturell relativ zu verstehen. In der Philosophie des Geistes vertritt Rorty einen Eliminativismus, der sagt, dass es eigentlich gar keine mentalen Zustände gibt.

Solidarität entsteht für Rorty aus der gemeinsamen Erfahrung von Grausamkeit. Sie ist damit in der Sphäre der Öffentlichkeit, der Gemeinschaft angesiedelt, in der es gelte, eben Grausamkeit zu vermeiden, denn es gibt zwar keine gemeinsame Sprache, aber ein gemeinsames Schmerzempfinden. Allerdings bedürfe es, um diesem gemeinsamen Schmerzempfinden Geltung zu verschaffen, Einfühlungsvermögen, Empathie der Menschen, die es mittels Literatur und Romanen herzustellen gelte. Ein moralischer Fortschritt besteht für Rorty in der Ausweitung des "Wir", der Gemeinschaft, die diese Empathie füreinander aufbringt.

Rorty wurde von den Vertretern der Analytischen Philosophie wiederholt vorgeworfen, er könne nicht zugleich die "Philosophie beerdigen" und Philosophie lehren. Daraus zog Rorty die Konsequenz, seinen Lehrstuhl für Philosophie niederzulegen und ist derzeit Professor für vergleichende Literaturwissenschaft an der Stanford University. Seine Hauptwerke sind *Philosophy and the Mirror of Nature* (1979) und *Contingency, Irony, and Solidarity*.